

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



CHRISTOPHER DE BELLAIGUE

Die islamische Aufklärung

Der Konflikt
zwischen Glaube und Vernunft
1798 bis heute

Aus dem Englischen
von Michael Bischoff

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die englische Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel »The Islamic Enlightenment.
The modern struggle between faith and reason«
bei The Bodley Head, an Imprint of Vintage, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397354-9

Inhalt

Einleitung 9

ERSTES KAPITEL	Kairo 41
ZWEITES KAPITEL	Istanbul 105
DRITTES KAPITEL	Teheran 173
VIERTES KAPITEL	Strudel 231
FÜNFTES KAPITEL	Nation 289
SECHSTES KAPITEL	Gegenaufklärung 397

Schluss 467

Danksagung	473
Anmerkungen	477
Bibliographie	491
Verzeichnis der Abbildungen	501
Register	503

Einleitung

Jane Eyre, Vollwaise und Lehrerin im Mädcheninternat Lowood zur Zeit König Georgs III. von England, liegt wach im Bett und denkt über ihre Zukunft nach.

»Ich habe hier acht Jahre gedient; und jetzt wünsche ich ja nichts weiter, als anderswo dienen zu können. Kann ich meinen eigenen Willen denn nicht wenigstens so weit durchsetzen? Ist die Sache denn nicht tunlich? Ja – ja – das Ende ist nicht so schwer, wenn mein Gehirn nur tätig genug wäre, um die Mittel, es zu erreichen, aufzuspüren zu können.«

Ich saß aufrecht im Bette, um mein vorerwähntes Hirn zur Tätigkeit anzuaspornen; es war eine frostige Nacht; ich bedeckte meine Schultern mit einem Schal, und dann fing ich wieder mit allen Kräften an zu denken.

»Was wünsche ich denn eigentlich? Eine neue Stelle, in einem neuen Hause, unter neuen Gesichtern, unter neuen Verhältnissen. [...] Wie machen die Leute es nun, um eine neue Stelle zu bekommen? Sie wenden sich an ihre Freunde, wie ich vermute – ich habe keine Freunde. Es gibt aber noch viele Menschen, die keine Freunde haben und sich selbst umsehen müssen und sich selbst helfen. Welches sind denn nun ihre Hilfsquellen?«

Ja, das wusste ich nicht; niemand konnte mir antworten. Deshalb befahl ich meinem Hirn, eine Antwort zu finden, und zwar so schnell wie möglich. [Dann] kam sie ruhig und natürlich in meinen Sinn: – »Leute, welche Stellungen suchen, kündigen es an; du musst es im – *Shire Herald* ankündigen.«

»Aber wie? Ich weiß nichts von Zeitungsannoncen.«

Schnell und wie von selbst kamen die Antworten jetzt:

»Du musst die Annonce und das Geld für dieselbe an den Herausgeber des *Herald* einschicken; bei der ersten Gelegenheit, die sich dir darbietet, musst du die Sendung in Lowton auf die Post geben; die Antwort muss an J. E. an das dortige Postamt geschickt werden; eine Woche nachdem du deinen Brief abgesandt, kannst du hingehen und dich erkundigen, ob irgend eine Antwort eingetroffen ist; daraufhin hast du zu handeln.«

Diese schlaflos verbrachte Stunde ist die Ecke, um die Jane Eyre biegen muss, um Mr Rochester in die Arme zu laufen, denn ihr Entschluss, in der Lokalzeitung eine Anzeige aufzugeben, führt dazu, dass sie viele Meilen entfernt eine neue Stellung annimmt, als Hauslehrerin des Mündels von Mr Rochester in Thornfield Hall. Der Umzug dorthin bestimmt den Weg, den ein sehr beliebter Roman nehmen wird, und dennoch kann man etwas Größeres und gesellschaftlich Bedeutsames darin erkennen: den Weg in eine neue Welt.

Janes Verlangen bedarf keiner Einleitung. Sie sucht nach Vielfalt und Bewegung, und die Erziehung, die sie genossen hat, bietet ihr die dazu nötigen Mittel. Denn die Erziehung, die ihr in einer der immer zahlreicheren englischen Mädchenschulen zuteilwurde, hat ihrem ausgezeichneten Verstand Ziel und Richtung verliehen, bewahrt sie zugleich aber auch vor jeglichem Minderwertigkeitsgefühl. Jane ist unabhängig im Geiste, und das erlaubt ihr auch die nötige Unabhängigkeit im Blick auf die Mittel. Jane Eyre ist ein moderner Mensch.

Ihre Modernität erstreckt sich auf ihre Sicht der Welt und der eigenen Stellung darin. Jane ist Christin, aber in der Stunde der Unentschlossenheit lässt sie keinen Rosenkranz durch die Finger gleiten; sie bemüht nicht die Evangelien – und erst recht sucht sie nicht nach Zeichen am Sternenhimmel. Der Glaube schenkt ihr Kraft in den moralischen und emotionalen Krisen ihres Lebens, doch bei ganz praktischen Problemen, etwa als sie nach der »klaren, sachlichen Sprache« sucht, die ihren flattrigen Verstand zur Ruhe bringen kann, fragt sie nicht Gott, sondern sich selbst, Jane.

Zur Verwirklichung ihres Plans benötigt Jane allerdings die Hilfe gewisser Einrichtungen des modernen England. Ohne die Lokalzei-

tung, ohne das Postamt und – wenn es schließlich darum geht, nach Thornfield Hall zu gelangen – ohne ein Fortbewegungsmittel, mit dem sie über eine der für alleinreisende Frauen hinreichend sicheren Mautstraßen fahren kann, würde sie gar nichts erreichen.

Mehr noch als all diese Dinge braucht Jane indessen eine Gesellschaft, die akzeptiert, dass sie Herrin ihres eigenen Schicksals ist – eine unverheiratete Frau, die die Freiheit besitzt, in eine Postkutsche zu steigen und zu reisen, wohin es ihr beliebt, ohne Gefahr zu laufen, dass ihr Ruf darunter litte.

Dieses Bild aus dem georgianischen England wollen wir nun in eine ganz andere Umgebung versetzen. Stellen wir uns vor, Charlotte Brontës Roman wäre in einem außereuropäischen Milieu angesiedelt. Nach den Maßstäben der im 19. Jahrhundert erreichten Globalisierung liegt diese neue Umgebung gar nicht so fern. Um dorthin zu gelangen, braucht man lediglich das Mittelmeer zu überqueren. Dort stößt man auf eine nahe Verwandte der jüdisch-christlichen Zivilisation, in der Jane lebt, eine Zivilisation, die im dritten und jüngsten der hebräischen Monotheismen gründet und vom griechischen Denken beeinflusst wurde.

Das ist die Zivilisation des Islam. Wie wäre diese Zivilisation mit Jane Eyre und den Vorstellungen von Selbstverwirklichung umgegangen, die ihr des Nachts den Schlaf rauben? Hätte sie das Verhalten dieser Frau gebilligt, oder hätte sie die Nase darüber gerümpft? Hätte sie Jane Eyre »verstanden«?

Könnte ich diese Frage mit ja beantworten, hielten Sie dieses Buch wahrscheinlich jetzt nicht in den Händen – oder es wäre ein ganz anderes Buch geworden. Die islamische Zivilisation hätte Jane Eyre in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts weder gebilligt noch verstanden, weil die nötigen Voraussetzungen dazu fehlten.

Betrachten wir zunächst einmal das Vehikel, über das ein muslimisches Publikum ihr hätte begegnen können: das gedruckte Buch. Das wäre zu der Zeit, in der *Jane Eyre* spielt, ein volliger Reinfall gewesen, denn auch fast vierhundert Jahre nachdem Gutenberg das geistige und religiöse Leben Europas durch die Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern revolutioniert hatte, war die Druckerpresse für den

Islam immer noch eine unerwünschte, für den allgemeinen Gebrauch nicht zugelassene ausländische Innovation. Dann war da die Frage der Übersetzung der Brontë'schen Prosa in die dortigen Sprachen. Die Zahl der Türkisch-, Arabisch- und Persischsprechenden mit ausreichenden Englischkenntnissen war verschwindend gering, und im Nahen wie auch Mittleren Osten gab es keinen Markt für übersetzte ausländische Werke.

Selbst wenn diese Einschränkungen überwunden worden wären und vertrauenswürdige Schreiber in großen Stückzahlen Kopien einer übersetzten *Jane Eyre* produziert hätten, wäre das Publikum doch aus einem weiteren Grund nur winzig klein geblieben. Nach neuesten Erkenntnissen lag die Alphabetisierungsrate in der Türkei, Ägypten und dem Iran – den drei wichtigsten geistigen und politischen Zentren der Region – um die Wende zum 19. Jahrhundert bei etwa 3 Prozent, gegenüber mehr als 68 Prozent bei den Männern und 43 Prozent bei den Frauen in England. In Amsterdam, damals die Welthauptstadt der Lese- und Schreibfähigkeit, lagen diese Zahlen bei 85 bzw. 64 Prozent. Es kann kein Lesepublikum geben, wenn niemand lesen kann.

Aber lassen wir uns von solchen Überlegungen nicht beirren und stellen uns vor, durch professionelle Geschichtenerzähler hätten zahlreiche Muslime Bekanntschaft mit dem Leben und der Zeit der Jane Eyre gemacht. Wie hätten sie darauf reagiert? Die Vorstellung von Zeitungen und einem Postdienst hätte für Verwirrung gesorgt in Ländern, in denen es so etwas gar nicht gab, und ebenso die Phantasie einer Kutschverbindung zwischen Städten. Und dann erst die moralische Büchse der Pandora, die Janes Verhalten öffnete. Es war skandalös, dass eine Heldin ohne Begleitperson durchs Land zog, sich in einen Mann verliebte, die Aufmerksamkeit eines anderen Mannes erregte – und nach dieser schamlosen Zurschaustellung von der Autorin auch noch als ein Vorbild an Tugend dargestellt wurde.

Schon die gesellschaftlichen Systeme waren in Janes England völlig anders geartet: Wo war der Harem, der geschützte, allein den Frauen vorbehaltene Raum innerhalb der Familie, und warum hatte Mr Rochester keine Sklaven? Ganz zu schweigen von Mr Rochester's zügellosen weiblichen Gästen in Thornfield Hall, die auf dem Pianoforte

spielten, auf Pferden ritten und ihren Busen wie auch langes fließen-des Haar herzeigten.

Das wohl noch Freundlichste, was man über den Plot des Romans hätte sagen können, war, dass er die Überlegenheit der muslimischen Lehre verdeutlichte. Nach muslimischem Recht hätte Mr Rochester Jane zu seiner zweiten Frau (von maximal vier erlaubten) nehmen können, und er wäre in der Lage gewesen, den Rest an Tugend, der ihr verblieben war, ohne den ganzen Unsinn über die Irre auf dem Speicher zu retten.

Kurz gesagt, aus der Sicht eines Muslims zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Figur der Jane Eyre eine krasse, für niemanden verständliche Unmöglichkeit und die Geschichte ihres Lebens derart absurd, dass sie schon an geistige Verwirrung grenzte.

*

Mit der Erfindung des Dampfschiffs vervielfachten sich die möglichen Reiseziele. Das Reisen wurde einfacher. Und mit der Eisenbahn wurde es noch einfacher. Wie das Reisen durch diese Mittel beschleunigt wurde, so wurde auch die Kommunikation beschleunigt, und zwar durch den Telegraphen. Nachrichten aus fernen Ländern, die zuvor ein Jahr gebraucht hätten, brauchten nun nur noch eine Stunde. Die Welt wurde in eine andere Gussform gegossen.

In dieser kurzen Passage aus dem Jahr 1891 beschreibt die türkische Literatin Fatma Aliye die Intensität des technischen Wandels, der das Osmanische Reich in den vorangegangenen Jahrzehnten bewegt und inspiriert hatte. Ihr letzter Satz ist wunderbar unentschieden: Der Sinn des Lebens und die Bürde, ihn zu interpretieren, sickern aus der sicheren Vergangenheit in eine weiche und formbare Zukunft. Alles ist ganz anders als in Aliyes rigider und genau eingeteilter Kindheit in den 1860er Jahren, dieser abgeschlossenen, exklusiven Welt, in der Aliye – Tochter eines angesehenen osmanischen Würdenträgers – lebte und die auf die Bewahrung der Unterschiede ausgerichtet schien.

Mit fünfzehn Jahren begann für Aliye die Zeit der Verschleierung, und vier Jahre später wurde sie verheiratet. Sie lernte heimlich Französisch, um ihre Mutter nicht zu erzürnen, die im Erlernen dieser Sprache der Ungläubigen ein Zeichen für den Abfall vom Glauben erblickte. Aber niemand – nicht einmal der stirnrunzelnde und despottische Sultan Abdülhamid II. – konnte die Moderne aufhalten, und im Gefolge der ins Reich strömenden Erfindungen erweiterte sich die Souveränität und Autonomie des Einzelnen. Die gerade erst übernommene Institution der Presse gab Aliye die Möglichkeit, ihre heimlich geschriebenen Texte in einem rasch wachsenden Publikum lesekundiger Osmanen zu verbreiten, das dank der Ausbreitung der Schulbildung gerade in Entstehung begriffen war. Fatma Aliye war eine herausragende Stimme in der jungen Welt der in türkischer Sprache erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften. Sie schrieb über Mädchenbildung und wandte sich entschieden gegen die übliche männliche Herabsetzung der Frauen. Ihre frühe literarische Produktion erschien unter Pseudonymen wie »eine Frau«, und als sie schließlich den Mut fand, Romane unter ihrem eigenen Namen zu veröffentlichen, schrieben Zyniker beiderlei Geschlechts sie ihrem Vater oder ihrem Bruder zu.

Auch die Schwestern Brontë hatten unter – in ihrem Fall männlich klingenden – Pseudonymen veröffentlicht, weil sie bezweifelten, dass jemand die Werke unbekannter junger Frauen aus Yorkshire würde lesen wollen. Es ist schon seltsam, aber ähnliche Fragen hinsichtlich der Fähigkeiten von Frauen sollten wenig später im fernen Istanbul gestellt werden, wo schon 1869 eine Autorin in einer der neuen Frauenzeitschriften, der Wochenzeitung *Terakki-i-Muhadderat* (»Fortschritt muslimischer Frauen«), zornig erklärte: »Männer sind ebenso wenig dafür geschaffen, Frauen zu dienen, wie Frauen, von Männern beherrscht zu werden ... Sind wir nicht in der Lage, Wissen und Fertigkeiten zu erlangen? Was ist der Unterschied zwischen unseren Beinen, Augen und Hirnen – und ihren? Sind wir keine Menschen? Verdammt uns allein unser Geschlecht zu dieser Lage? Niemand, der mit einem gesunden Menschenverstand ausgestattet ist, akzeptiert das.« Als das Osmanische Reich sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts modernisierte,

entwickelten immer mehr selbstbewusste türkische Frauen ein Weltbild, das dem ihrer Geschlechtsgenossinnen im Westen weitestgehend ähnelte – bis hin zu dem Punkt, an dem die Geschichte einer jungen Frau wie Jane Eyre, die ihre Entscheidungen selbst trifft, sich verliebt, ihren Lebensunterhalt verdient und ihren Weg geht, durchaus nicht mehr so absonderlich erschien.

Zu den Dingen, die Fatma Aliyes Leben so ergreifend machen, gehört ihr produktives Verhältnis zu den Veränderungen in ihrer Umwelt. Sie war eine wahrhaft moderne Frau, von der Modernisierung geprägt und ihrerseits die Modernisierung prägend. Und sie begab sich furchtlos auf die neuen und gefährlichen Felder der Frauenrechte und der öffentlichen Meinung.

Eines ihrer bekanntesten Werke ist ein Briefroman, in dem Frauen aus der Oberschicht über ihr Leben und ihre Liebe sprechen – eine Geschichte, die unsinnig wäre ohne einen osmanischen Postdienst, der in der Tat 1840 geschaffen worden war. Aliye schrieb über Frauen, die mit fremden Männern über Philosophie diskutierten, auf Dampfschiffen bei der Überfahrt über den Bosphorus, der das historische Istanbul von Asien trennt – diese Schifffahrtslinie war unter großem Beifall 1854 eröffnet worden.

Fatma Aliye übernahm dieselben philanthropischen Aufgaben wie zahlreiche prominente Frauen im Westen. Sie gründete eine Wohlfahrtsorganisation für die Familien von Soldaten, die im Türkisch-Griechischen Krieg von 1897 gefallen waren. Ihre Werke wurden ins Französische und ins Arabische übersetzt, und 1893 wurde sie mit der Aufnahme in die Frauenbibliothek der Weltausstellung in Chicago geehrt. Ihre späten Jahre verbrachte sie in Sorge um ihre jüngste Tochter Zübeyde, die zum Leidwesen ihrer Mutter zum Katholizismus übergetreten war und ihre Ordensgelübde in Notre-Dame de Paris abgelegt hatte. Bei diesen sorgenvollen Bemühungen reiste Aliye durch Europa – eine muslimische Frau allein (oder zusammen mit einer anderen Tochter) in einem ungläubigen Land. Dass eine Frau ihres Standes solch ein Maß an Autonomie beanspruchte, wäre in ihrer Jugendzeit noch undenkbar gewesen. Nach Frankreich zu reisen und dort mit den Einheimischen zu verkehren hätte schlimme Zweifel an ihrer Sittsam-

keit geweckt, und man hätte sie nach ihrer Rückkehr gemieden. Das war nun anders.

Was sollen wir von Zübeydes Bemerkung halten, die Frage der »Gleichheit der Geschlechter in der Gesellschaft und der Kampf darum« seien ihrer Mutter »nachgegangen«? In Fatma Aliyes Kinder- tagen hatte es in der Türkei keine Frage der »Gleichheit der Geschlechter« gegeben. Und es hatte keinen »Kampf« darum gegeben. Beides war nun anders.

Wir brauchen nicht auf einen Roman wie *Jane Eyre* zurückzugreifen, um uns eine Vorstellung von den Fortschritten zu machen, die Frauen in der westlichen Welt während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts machten. Es gibt zahlreiche geschichtliche Darstellungen und Biographien über Frauen, die sich selbst bildeten und in die Arbeitswelt eintraten, während rund um sie herum viele Gesetze und Einstellungen sich änderten. Andererseits ist die Geschichte ihrer späteren muslimischen Entsprechungen – Fatma Aliyes Geschichte sozusagen – im Westen weit weniger bekannt, und das lässt sich nicht allein auf die natürliche Neigung der Menschen zurückführen, sich eher für Geschichten aus ihrem näheren Umfeld zu interessieren. Auch betrifft dieser blinde Fleck im westlichen Geschichtsbild nicht allein muslimische Frauen. Der Westen weigert sich von jeher, in irgendeinem Aspekt muslimischer Kultur und muslimischen Lebens die Möglichkeit – oder gar Unvermeidlichkeit – der Erneuerung und der Moderne zu erkennen. Diesen dunklen Fleck gibt es seit Hunderten von Jahren, aber in jüngster Zeit ist er noch größer und dunkler geworden. Er hindert uns, auch nur den Versuch zu unternehmen, die Vergangenheit zu verstehen, und ermuntert uns stattdessen, auf Abstand zu bleiben, in Sackgassen zu geraten und den Behauptungen von Demagogen und Vereinfachern Glauben zu schenken. Er ist ein Hindernis für ein ausgewogenenes und kohärentes Bild der Weltgeschichte.

In einer Zeit, da im Namen des Islam zahllose Grausamkeiten begangen werden, leidet das Bild der muslimischen Zivilisation unter einer historischen Fehleinschätzung, die von triumphalistischen west-

lichen Historikern und von muslimischen Renegaten propagiert wird. Diese Leute sind sich einig in der Forderung, die Religion Mohammeds müsse ihre Stellung in der modernen Welt und ihr Denken überprüfen. Der Islam solle sich denselben geistigen und sozialen Veränderungen unterziehen, die der Westen vom 15. bis zum 19. Jahrhundert erlebte und die das Fundament der heutigen Gesellschaft legten. Der Islam brauche eine Aufklärung. Der Islam brauche eine Reformation, eine Renaissance und einen Sinn für Humor. Die Muslime müssten lernen, Beleidigungen ihres Propheten gelassen hinzunehmen, und dürften ihre Heiligen Schriften nicht mehr buchstäblich als Gottes Wort ansehen – wie viele Anhänger des christlichen und des jüdischen Glaubens dies getan haben.

Hinter solchen Ratschlägen steht ein einfacher Gedanke. Danach haben interne Defizite die islamische Zivilisation daran gehindert, eine Reihe unverzichtbarer Übergangsriten zu absolvieren, ohne die sie ihre Rückständigkeit niemals zu überwinden vermögen wird. Aber diese Kommentare sagen mehr über die Menschen, die sie äußern, als über den Islam.

Wenn Sie glauben, die moderne islamische Zivilisation sei von solchen Reformen unberührt geblieben, liegt es auf der Hand, dass eine ganze Reihe aus Ihrer eigenen Geschichte vertrauter Gestalten in der islamischen Vergangenheit nicht vorkommen, dass die Welt des Islam weiterhin auf seine säkularen Philosophen, seine Feministinnen, seine Wissenschaftler, seine Demokraten und seine Revolutionäre wartet. Und wer könnte da noch bestreiten, dass eine von geistigen und politischen Reformen freie islamische Geschichte die gesellschaftliche und kulturelle Moderne verfehlt muss? Politik, Bildung, Wissenschaft, Medizin, Sexualität – für mehr als 1,5 Milliarden Muslime weltweit ist die Liste der Gebiete, auf denen die Moderne erst noch Einzug halten müsste, buchstäblich endlos.

Auch wer kein Fachwissen über die islamischen Gesellschaften besitzt, dürfte leicht erkennen, dass diese Denkweise in eine Sackgasse führt. Dem aufmerksamen westlichen Besucher, der muslimische Länder bereist, entgeht durchaus nicht, dass die Moderne für die Menschen dort eine überwältigende Tatsache ihres alltäglichen Lebens

darstellt. Der zweifache Imperativ, einerseits modern und universell zu sein und andererseits an traditionellen religiösen, kulturellen und nationalen Identitäten festzuhalten, kompliziert und bereichert ihr gesamtes Tun. Es hat etwas wunderbar Aufrichtiges und zugleich Bedeutungsloses, wenn der Westen Modernität einfordert von Menschen, deren Leben davon längst durchtränkt ist.

Auch hier bei uns braucht man nur die Augen aufzumachen, um in der westlichen Welt Millionen von Menschen muslimischen Glaubens oder muslimischer Herkunft ein Leben führen zu sehen, das erfolgreich die modernen Werte der Toleranz, des Empirismus und der Verinnerlichung oder Verdünnung des Glaubens in sich aufgenommen hat. Man schenkt ihnen nicht sonderlich viel Beachtung – und weshalb sollte man das auch tun? Sie entthaupten niemanden, laufen nicht Amok und versuchen auch nicht, ihre nichtmuslimischen Nachbarn zu bekehren. Aber sie sind überall um uns herum, leben in der modernen Welt und verstehen sich als Muslime.

Wie es zu dieser Anpassung kam, möchte ich hier erzählen, und zwar durch Leben und Abenteuer jener muslimischen Pioniere, von denen wir meinten, es hätte sie nie gegeben. Ich möchte zeigen, dass Nichtmuslime und selbst manche Muslime, die dem Islam eine Aufklärung aufdrängen wollen, offene Türen einrennen. Die in diesem Buch beschriebenen Menschen werden uns vor Augen führen, dass der Islam in den letzten zwei Jahrhunderten einen schmerzhaften, aber zugleich auch beglückenden Wandel erfahren hat – der zugleich eine Reformation, eine Aufklärung und eine industrielle Revolution war. Man erlebte dort einen unaufhaltsamen, aber vitalisierenden Umbruch – Reformen, Gegenbewegungen, Innovationen, Entdeckungen und Verrat.

Aber weshalb übersahen wir im Westen all die Veränderungen, zu denen es im Nahen und Mittleren Osten kam, und das zu einer Zeit, als die Region ein immer beliebteres Ziel für Reisende wurde, von Herman Melville, der 1857 Jerusalem besuchte – und »öde Felsen« fand, die ihn »mit kalten, grauen Augen« anstarrten –, bis hin zu Königin Viktorias zwanzigjährigem Sohn Bernie (dem späteren Eduard VII.), der 1862 das Heilige Land bereiste und erst lebendig wurde, als er am Berg Karmel Wachteln jagte? Die Antwort lautet, dass nur wenige

aus dem Westen mit offenem Sinn in den Orient kamen, wer immer es sein möchte. Es ist schon erstaunlich, wie selten man im 19. Jahrhundert auf eine überzeugende Wahrnehmung der damals in der gesamten Region entstehenden spannungsreichen, veränderlichen und letztlich äußerst zerbrechlichen Gesellschaften oder auch der Möglichkeit stößt, dass deren Bewohner eine dynamische, ja sogar revolutionäre Kraft darstellen mochten. Leute, deren Vorstellung von Fortschritt so eng war, dass sie nur die eigenen Erfahrungen umfasste, und die dazu neigten, in unbekannten Gesellschaften Stillstand und Verfall zu sehen, bemerkten dort tatsächlich nur Stillstand und Verfall. Ob sie den Orient nun durch die Zugfenster des immer rascheren Fortschritts in ihren eigenen Ländern betrachteten oder (wie der viktoriaische Berufsfotograf Francis Bedford, der Bernie 1862 begleitete) in der Hoffnung, den zeitlosen Ölberg zu Geld machen zu können. Die übliche Einstellung westlicher Besucher bestand darin, die Erstarrung des Orients zu beklagen, zu verspotten oder einzufangen – sie also auf jeden Fall zu bemerken.

Dieses Vorurteil hatte beträchtlichen Einfluss auf westliche Geschichtsvorstellungen. Aufgrund des Hangs, die Menschen im Orient auf den Status von Kindern zu reduzieren, setzte sich die Vorstellung fest, sie seien passive Beobachter, während die Ereignisse sich vor ihren verständnislosen Augen entfalteten. Diese weniger bedeutsamen Regionen seien dazu verdammt, schlaftrig, passiv und nur in der Verteidigung des Status quo beharrlich zu sein. Trägheit und Sinnlichkeit dienten als Ausgangspunkte für Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, von denen wir das Bild der muslimischen Welt als eines von den Strömen der Geschichte unberührten Atolls geerbt haben.

Flaubert schrieb 1850 aus Kairo an einen Freund (sieben Jahre vor der Veröffentlichung seines Romans *Madame Bovary*, der ihm Anklagen wegen Verstoßes gegen die guten Sitten einbrachte) inmitten lebhafter Schilderungen ägyptischer Prostituierter, der »alte Orient« sei dort »immer noch jung ..., weil sich da nichts ändert. Die Bibel ist hier ein Gemälde zeitgenössischer Sitten.« Seine Spekulationen über die Zukunft Ägyptens kreisten nicht um die Frage, was das Land tun werde, sondern was andere ihm antun würden. Bei der nächstbesten

Gelegenheit werde »England Ägypten nehmen, Rußland Konstantinopel«, prophezeite er. Und in der Zwischenzeit nahm Flaubert alle, die ihm begegneten.

Die Orientalistin und zukünftige Mitarbeiterin der Kolonialverwaltung Gertrude Bell hätte es eigentlich besser wissen müssen – immerhin beherrschte sie die Sprachen der von ihr besuchten Länder. Aber in den 1890er Jahren schrieb sie, Persien sei »aus der lebendigen Welt herausgefallen ... Die Schlichtheit der Landschaft ist die schlichte Schönheit des Todes.« In der Erinnerung an ihr Empfinden, als sie vor den Toren Teherans stand, schreibt sie: »Du erkennst, welche Kluft da besteht. Der Orient schaut auf sich selbst. Er weiß nichts von der weiteren Welt, deren Bürger du bist. Er fragt dich nicht nach dir und nach deiner Kultur.« Reiseschriftsteller arbeiten anders als Journalisten oder Historiker. Sie interessieren sich weniger für die Fakten als für die eigene Befruchtung dieser Fakten, und deshalb sind sie weniger zuverlässige Zeugen. Das gilt in ganz besonderem Maße für den jungen italienischen Schriftsteller und Journalisten Edmondo De Amicis, der im Herbst 1874 Istanbul besuchte. Er war bereits bekannt für seine kraftvollen Beschreibungen, und seine Arbeitsmethode bestand darin, ausgiebig Notizen zu machen, bevor er seine schriftlichen Skizzen zu Hause überarbeitete und dabei Perspektiven und kompositorische Details für das endgültige Gemälde »verbesserte«. Sein Reisetagebuch *Konstantinopel* enthält brillante Beschreibungen der Menschenmengen auf der Galata-Brücke über das Goldene Horn, des Serail (diese »geheimnisvolle, verheißungsreiche ..., ungeheure Residenz«) und des europäischen Viertels, in dem auch Flauberts *Madame Bovary* verkauft wurde – der türkische Zensor hatte die Ehebruchsszenen wohl übersehen.

Bei De Amicis kommt zu den üblichen Problemen der Reiseschriftstellerei noch hinzu, dass er sich kaum eine Woche in Istanbul aufhielt und sich dennoch nicht des oberflächlichen Charakters seiner Beobachtungen bewusst war. Er war sich seiner selbst so sicher, dass er *Konstantinopel* im Präsens schrieb, dem Tempus der Zeitlosigkeit, als hätte alles, was er gesehen hatte, auch nach seinem Besuch noch Bestand – und das bis heute, da wir ihn lesen.